

«Wir leisten Detektivarbeit»

Idiotikon 150-jährige Arbeit am Schweizerdeutschen Wörterbuch bald fertig – noch zehn Jahre nötig

VON ALFRED BORTER

Gegenwärtig sind die Redaktoren des Schweizerdeutschen Wörterbuchs an ihrem Sitz in Zürich mit dem Buchstaben Z beschäftigt. Das bedeutet: Das Riesenwerk kommt langsam zu einem Abschluss. Einem vorläufigen Abschluss, wie Chefredaktor Hans-Peter Schifferle präzisiert. Denn seit Beginn der Publikation im Jahr 1881 hat sich wieder rund eine Million noch nicht verwerteter Belege angesammelt, säuberlich auf einzelnen Zetteln notiert. Auto und Flugzeug etwa waren noch nicht erfunden, als die Bände mit den entsprechenden Buchstaben publiziert wurden, auch Wörter aus dem Sportbereich wie «Tschuute» sind relativ neu.

Ein eigentümlicher Begriff

Vor 150 Jahren hat man begonnen, den Wortschatz der schweizerdeutschen Mundarten systematisch in einem Wörterbuch, dem Idiotikon, zu dokumentieren. Der Begriff, der heute zum Schmunzeln Anlass gibt, war damals völlig unverdächtig. Zugrunde liegt das griechische Wort «idios» für «eigen, eigentümlich». «Idiotikon» war im 18. Jahrhundert ein Modebegriff, erläutert Schifferle. Nicht allein «zurück zur Natur» war ein beliebtes Motto, man entdeckte auch den Wert des Eigentümlichen eines Dialekts.

In manchen Städten entstanden Mundartwörterbücher, etwa in Hamburg, Bremen, Basel oder Bern. Das Wort Idiot für einen schwachsinnigen Menschen kam hingegen erst später auf. «Heute bin ich froh, dass wir einen unverwechselbaren Namen haben», sagt Schifferle, auch wenn es immer wieder vorkommt, dass seine Mitarbeiter zunächst erklären müssen, was es mit dem Idiotikon auf sich hat.

1862 wurde der Verein gegründet, der noch heute juristischer Träger des schweizerdeutschen Idiotikons ist, allerdings mit dem unverfänglichen Namen «Verein für das schweizerdeutsche Wörterbuch». Das ganze Schweizervolk wurde zur Mitarbeit aufgerufen, und tatsächlich liessen sich weite Kreise begeistern: Von überall her kamen Belege für eigentümliche Bezeichnungen und Redensarten zusammen. «Unter Beihül-

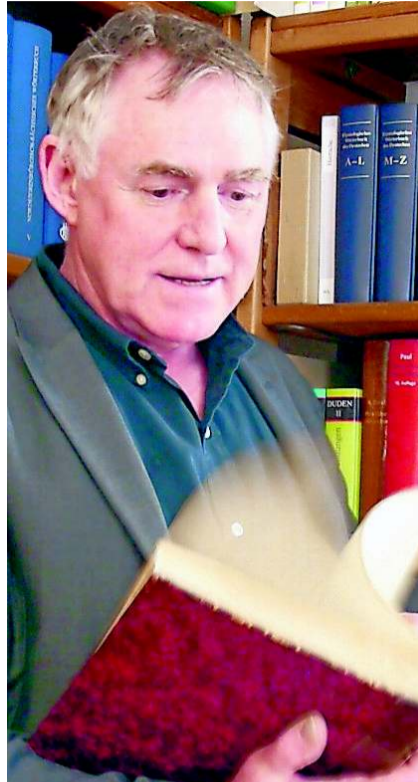
«Heute bin ich froh, dass wir einen unverwechselbaren Namen haben.»

Hans-Peter Schifferle,
Chefredaktor Idiotikon

fe aus allen Kreisen des Schweizervolks», heisst es denn auch auf dem Titelblatt der ersten Lieferung. Finanzielle Unterstützung genoss das Werk durch den Bund und die Deutschschweizer Kantone; das ist bis heute so.

Beabsichtigt war, zwanzig Jahre lang zu sammeln und insgesamt vier Bände zu publizieren. Doch das Unternehmen weitete sich immer mehr aus. Heute steht man kurz vor dem Abschluss des 16. Bands, ist bei 15 000 Seiten angelangt und hat rund 150 000 Stichwörter bearbeitet. 17 Bände sollen es am Schluss sein. «Die Arbeit ist einfach aufwändig», hält Schifferle fest. «Wir trödeln nicht.» Die sechsköpfige Redaktion sei voll beschäftigt.

Macht die Arbeit auch Spass? Aber sicher, versichert der Chefredaktor. «Wir leisten eine eigentliche Detektivarbeit.» Es sei faszinierend herauszufinden, wie sich etwa ein Wort in seiner Bedeutung über die Jahrhun-



Chefredaktor Hans-Peter Schifferle blättert durch einen der 15 bisherigen Idiotikon-Bände. ALFRED BORTER

derte hin verändere. «Schampar» mit der Bedeutung «sehr» habe sich erst nach 1900 entwickelt, vorher hiess es so viel wie «ehrlos, schändlich, unverschämt». Oft habe man viele Puzzleteile vor sich, und diese geduldig zu einem sinnvollen Ganzen zu gruppieren, sei zwar oft kompliziert, mache aber auch Freude.

«Cheib» und «Glünggi» gefragt

Ganz neu ist die Digitalisierung des gedruckten Wörterbuchs, die seit 2010 zusätzlich in Angriff genommen worden ist. Und diese beschert nun den Machern des Wörterbuchs einige Erfolgserlebnisse. Während die

Druckauflage bei 1500 Exemplaren liegt, hat man online bereits Hunderttausende von Klicks registriert. Die Hitliste wird angeführt von «Anke», «Cheib» und «huere», auch «grüezi», «Löli», «Glünggi» oder «Bütschgi» finden sich auf den vorderen Rängen der Suchanfragen. Dank der Digitalisierung findet man ein gesuchtes Wort viel einfacher als früher. «Das elektronische Register ist etwas Geniales», schwärmt Schifferle.

Integrationsfähige Dialekte

Was Schifferle an der Arbeit am schweizerdeutschen Idiotikon speziell fasziniert, ist, dass es sich um eine lebendige Sprache handelt. Anders als etwa das Patois in der Romandie, das nur noch von ganz wenigen Leuten gesprochen und verstanden wird, ist das Schweizerdeutsche überall präsent. Zwar sieht auch Schifferle, dass sich die Deutschschweizer Mundarten durch Importe aus andern Sprachen und im Kontakt mit dem Hochdeutschen vielfach verändern. «Schrank» hat «Chaschte» abgelöst, und «Anke» hört man zwar noch oft im berndeutschen Sprachbereich, aber kaum mehr in Zürich, wo «Butter» normal geworden ist. Nach Schifferle kann man solche Veränderungen zwar bedauern, sie sind aber auch ein Zeichen für die Integrationsfähigkeit der Deutschschweizer Dialekte.

Wenn 2022 der letzte Band erschienen ist, was passiert dann? Das ist noch unsicher. Vielleicht wird die Internetversion unter Einbezug der vielen Nachträge weitergeführt. Auch denkt man an die Herausgabe einer populären Kompaktversion des Idiotikons. Aber zunächst freut man sich über das 150-Jahr-Jubiläum, das mit einem Kolloquium am 15. Juni in Bern gefeiert wird.

www.idiotikon.ch

Regionalspital setzt auf neue Finanzierung

Gesundheitswesen Das Spital Uster ist zuversichtlich, dass die diesjährige Rechnung wegen der neuen Spitalfinanzierung besser ausfällt als jene von 2011. Diese schloss mit einem Defizit von 28,7 Millionen Franken. Kanton und Gemeinden stopfen das Loch.

Seit Anfang Jahr gilt die neue Spitalfinanzierung. Nicht mehr das Spital als Institution wird finanziert, sondern seine effektive Leistung. Konkret gehe nun für jeden behandelten Patienten eine Rechnung an die Versicherung und an den Staat, sagte Spitaldirektor Andreas Mühlemann am Montag gegenüber der Nachrichtenagentur SDA.

Geringerer Kostendeckungsgrad

Die regionalen Schwerpunktspitäler gehörten im schweizerischen Vergleich zu den kostengünstigen, heisst es seitens des Spitals Uster. Dieses weise zudem eine Auslastung von über 90 Prozent aus. Im vergangenen Jahr behandelte das Spital Uster 51 223 Patientinnen und Patienten, einschliesslich 861 Säuglinge. Das waren 1621 mehr als im Jahr zuvor. Stationär betreut wurden 10 412 Personen (+154), ambulant 40 811 (+1467). Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer betrug 6,88 Tage (-0,29). Insgesamt erbrachte das Spital 70 293 Pflage (3151).

Dem Betriebsaufwand von 106,8 Millionen Franken standen Erträge von 77 Millionen sowie ein 1-Millionen-Franken-Gewinn aus den Nebenrechnungen gegenüber. Das Defizit von 28,7 Millionen wird von den 17 Trägergemeinden und dem Kanton ausgeglichen. Der Kostendeckungsgrad sank laut Mitteilung um 3,4 Prozent auf 72,1 Prozent.

Das Spital Uster sorgt als regionales Schwerpunktspital für die erweiterte medizinische Grundversorgung von gut 165 000 Menschen im oberen Glattal und im Oberland. (SDA)

ETH testet Mini-Helikopter für Katastropheneinsätze

Forschung Ein Flugroboter der ETH soll dereinst ohne GPS und Fernsteuerung in gefährdete Häuser eindringen und die Rettungskräfte mit Filmaufnahmen unterstützen können.

Die ETH Zürich hat einen Mini-Helikopter vorgestellt, der sich ohne GPS und Fernsteuerung in zerstörten Gebäuden bewegen kann. Flugroboter wie der «sFly» könnten dereinst bei Katastrophen eingesetzt werden, wenn es für Hilfskräfte zu gefährlich wird.

Manchmal sind Einsätze auch für Rettungskräfte zu heikel, etwa wenn ein Gebäude einsturz- oder explosi-

Das 1,5 Kilogramm schwere Fluggerät bemerkt, ob es direkt auf ein Hindernis zusteuert und wo sich ein Durchgang befindet.

onsgefährdet ist. Die Forscher der ETH haben bei diesem Projekt aber auch grössere Katastrophen im Hinterkopf, so etwa die Atomkatastrophe in Fukushima, bei der das Ausmass der Zerstörung längere Zeit unklar war.

Fluggeräte, die Videoaufnahmen liefern, gibt es zwar bereits heute, doch sind diese auf GPS und eine Verbindung zur Bodenstation angewiesen. Innerhalb von Gebäuden, in engen Strassenschluchten oder hinter dicken Mauern versagen sie oft den Dienst.



Der «sFly» genannte Flugroboter wird derzeit auf dem Trainingsgelände der Zürcher Blaulicht-Organisationen von der ETH getestet. FOTOS: KEYSTONE

Nicht so der «sFly», der keine Verbindung zu einer Bodenstation und kein GPS-Netz braucht, um sich orientieren zu können. Der Mini-Heliko-

pter verfügt über drei Kameras, mit denen er seine Position und seine Flugbewegungen in Echtzeit berechnen kann.

Das 1,5 Kilogramm schwere Fluggerät, das seinen eigenen Computer mit sich trägt, bemerkt also, ob es direkt auf ein Hindernis zusteuert und



Der Mini-Helikopter hat einen Durchmesser von nur 50 cm.

wo sich ein Durchgang befindet. Auch auf Windböen kann es reagieren und selber Gegensteuer geben.

Mit seinem Durchmesser von nur 50 Zentimetern ist der «sFly» klein genug, um in engen, verwinkelten Räumen zu manövrieren. Was er mit seinen Kameras festhält, übermittelt er anschliessend über WLAN an einen Bodencomputer. Dieser stellt die Situation in 3-D dar.

Einsatz erst in Zukunft

Es sei erst ein Forschungsprojekt, das die technischen Möglichkeiten ausloten wolle, sagte Roland Siegwart, Leiter des Labors für Autonome Systeme, bei der Vorführung auf dem Trainingsgelände der Zürcher Blaulicht-Organisationen. Man hoffe aber, dass die Flugroboter dieses Projektes in nicht allzu ferner Zukunft eine wichtige Hilfe sein könnten.

Bereit für den Ernstfall ist der «sFly» allerdings noch nicht. Weil die Akkus noch zu wenig leistungsfähig sind, müssen sie jeweils schon nach kurzer Zeit gewechselt werden. Um dereinst ganz unabhängig von einer Stromzufuhr zu sein, forscht die ETH auch an einem Solarmodell. (SDA)